Minnesota Staats-Zeitung.

Redigirt und herausgegeben von Samuel Ludvigh.

Erster Jahrgang. **St. Paul, Minnesota, Samstag, den 9. Oktober 1858.** **Nr. 12.**

Bedingungen.

Die **„Minnesota Staatszeitung“** erscheint jeden Samstag.

Preis: Zwei Dollars, in halbjähriger Vorausbezahlung.

Die Annahme von drei Nummern verpflichtet für einen ganzen Jahrgang.

Abonniren kann man zu irgend einer Zeit des Jahres; doch können die dem Abonnement vorangehenden Nummern nicht nachgesandt werden.

Der Subscriptions-Betrag kann in Noten irgend einer guten Bank oder, bei halbjährigem Abonnement, in Postmarken brieflich eingeschickt werden.

Alle Mittheilungen, Gelder u. s. w. sind zu addressiren:

Samuel Ludvigh, Publisher,
Box Nr. 2445, St. Paul, Minnesota.

Preise für Anzeigen.

Zehn Zeilen oder weniger bilden einen Square-Satz.

Ein Square 1 Mal	$0,75.
Ein Square 2 Mal . . .	1,25.
Ein Square 3 Mal	1,75.
Ein Square 4 Mal	2,25.
Ein Square für 3 Monate	6,50.
Ein Square für 6 Monate	10,00.
Ein Square für 1 Jahr .	15,00.

☞ Größere Anzeigen werden verhältnißmäßig auf das Billigste berechnet und vierteljährlich vorausbezahlt.

☞ Beiträge werden auf Verlangen honorirt. Humoristische Novelletten sind am meisten willkommen.

Manuscripte müssen correkt und deutlich geschrieben sein, um beachtet zu werden.

Nichtaufgenommene Einsendungen werden nicht zurückerstattet.

The
MINNESOTA STATE GAZETTE,
Weekly Paper,
published by SAM'L LUDVIGH,
St. Paul, - - - Minnesota.
Price $2,00 per year.

Price of advertising.

One Square, 1. insertion, .	$0,75,
One Square, one Month,	2,25.
One Square, three Months,	6,50.
One Square, six Months,	10,00.
One Square, twelve Months,	15,00.

Agenten der „Minnesota Staatszeitung.“

Minnesota.

New-Ulm und Brown County Fr. Forster,
St. Peter und Nicolet Cty W. Schimmel,
St. Anthony u. Minniapolis, Orth u. Knoblauch,
Chaska Ch. Eder,
Carver St. Kult,
Shakopee W. Ch. Koch,
Mankato Ch. S. Marr,
Stillwater und Washington Cty Ch. Scheffer,
Hasting und Dakota Cty P. Schmidt,
Henderson Fr. Wiegand,
Winona und Winona Cty Hr. Fischer.

Wisconsin.

Milwaukee J. G. Kühner,
Sheboygan J. W. Blocki,
Racine S. Ritchie,
Watertown Ch. Schurz,
Mequon Dr. Wenze,

Iowa.

Guttenberg St. Holstein,
Dubuque Joseph Deggendorf,
Davenport C. Kaufmann,
Iowa City H. Spohrleder,
Burlington Ch. Mahlinger,
Fort Madison Hr. Schwachheim,
Keokuk Edmund Jaeger.

Illinois.

Quincy Ph. J. Reyland,
Chicago die Herren Dobler und Erbe,
Peoria A. Potthof,
Peru Fr. Kaiser,
Joliet Hr. Burky,
Ottowa Adam Schneider,
Belleville F. Grimm,
Rock Island J. Huber,
Galena Ch. Schumm,
Warsaw Apotheker Stuckart.

Michigan.

Detroit J. Böhnlein,
Ann Arbor J. Bengel,
Monroe Dr. Dorsch.

Missouri.

St. Louis Blasius Ballmann,

Kentucky.

Louisville Stephan Schmidt.

Ohio.

Cincinnati J M Pflüger,
Hamilton J W Sohn,
Dayton Dr. Schulek,
Chillicothe Ch. Rosenfeld,
Portsmouth Jakob Basler,
Columbus M Fassig,
Sandusky M Bock,
Cleveland Jakob Schroeder, Notar,
Toledo H Philipps u. Co.,

New-York.

New-York Buchhändler Kleefisch, 144 Grandstr.,
Do. Hr. Wiegand, 84 Springstr.,
Troy John Rupp,
Rome Hr. Fassoldt,
Rochester John Heerdt, 149 Mount Hope.
Dunkirk Aug. Peter.

New-Jersey.

Newark Hr. Felder.

Pennsylvanien.

Philadelphia F W Thomas,
Pittsburg W. Weinhard,
Erie Hr. Hartleb,
Hollidaysburg Fr. Olmes.

Maryland.

Baltimore Buchbinder Heyse.

Distrikt Columbia.

Washington E. Niedfeldt.

Virginia.

Richmond J Dörflinger.

Süd-Carolina.

Charleston HH. Wolf u. Martin, 27 Marktstr.,

Georgia.

Augusta Ch. Späth.

Louisianna.

New-Orleans Ch. Touche.

Tennessee.

Memphis Hr. Baum.

Connecticut.

New-Haven Ph. Koch,
Hartfort G Young,
Norwich Chr. Wind,
New-London J. Linicus.

Massachusetts.

Boston Hr. Dahl, 25 E. Doverstraße.

Indiana.

Indianapolis Alex. Metzger.
Terre Haut Lange, Esq.,
Madison Jos. Schmidt,
Aurora Hr. Bloom,
Zawrenceburg Peter Brown,
Evansville Hr. Milsch.

Californien.

San Francisco Karl Fenderich.

Belletristisches.

Einem Wahrheitsfreunde.

Von K. Heinzen.

Schluß.

Dein Loos ist Stolz der Resignation.
Du siehst die Kläglichkeit der Gegenwart
Und kannst sie doch nicht meiden, um als Flüchtling
In einer künft'gen Welt Asyl zu finden.
Du siehst der Zukunft edlere Gestalt
Vor der Geburt schon in vollkommner Schöne,
Doch nah'n kannst du der Fernen nicht, du kannst
Vorweg nicht nehmen, was noch nicht entstanden,
Und nicht der Zeiten Stufen überspringen.
Gebannt bist du an Das, was du zu sieh'n,
Und bist getrennt von Dem, was du zu suchen
Gedrängt wirst durch des Geist's Vorausberechnung.
Stets folgt die Wahrheit nach der Gegenwart
Und wer sie sieht, ist fremd den Lebenden,
Die der Moment mit seiner Täuschung bannt.
So bist du arm durch deinen Seherreichthum
Und schwach durch Das, was deine Stärke ist.
Was And're freut, es ist für dich verloren,
Und was dein Ziel ist, will die Menge nicht,
Sie wird es wollen erst auf deinem Grabe.
So lebst du nur im Reiche des Gedankens,
Du wirst ein Fremdling stets im Leben sein
Und deine Wirklichkeit folgt deinem Tode.

Kann nur, wer sie betrügt, die Menschen lenken?
Kann nur, wer ein Napoleon an Selbstsucht,
Des selbst'schen Willens And're Meister werden?
Wer es befrei'n will, darf es nicht verachten,
Und nur, wer es verachtet, wird mit Künsten
Es gängeln, das Alltagsgeschlecht der Menschen.
Wer edel, ist zu stolz zum Histrio.
Auf Kosten der Vernunft wird kein Triumph
Des Geist's errungen, der den Geist befriedigt.
Des Geistes Zweck zerstören durch den Geist,
Heißt der Gemeinheit fröhnen durch das Edle,
Und nur das Edle kann dem Geist genügen
Und Wahrheit nur kann Born des Edlen sein.

Du wirst verzichten auf des Augenblicks
Erfolg, wo nur die Lüg' ihn sichern kann.
Wer strebt die Menschen selbstisch zu benutzen,
Wünscht ihre Fehler, statt sie zu bekämpfen;
Wer auf die rechte Bahn sie führen will,
Wird ihres Ganges Fehler nicht verschweigen.
Du wirst auch fürder kämpfen wie bisher,
Und wenn du Keinem auch gefällst, sich selbst
Stets treu sein, ist der höchste Ruhm des Manns.

So stehst du nun gerüstet und getröstet:
Was kommen mag, dich wirft's nicht von der Bahn.
Nur eine Qual gibt's, die des Trost's entbehrt:
Es ist der Schmerz ob dieser armen Menschheit,
Es ist der Schmerz, daß immer für die großen
Gedanken sich zu klein zeigt dieß Geschlecht.
Wo will'ger Sinn ist, mangelt der Verstand,
Und wo Verstand ist, fehlt der will'ge Sinn.
Verständniß, Adel, Größe, Schönheit, Herz —
Nur dieß, so denkst du, macht den Menschen und
Doch ist's so selten in dem Schwarm der Menschen,
Daß deiner Brust sich stets entringt der Ruf:
Wie wenig Menschen in der großen Menschheit!

Sind, was die einz'lnen Blumen auf der Wiese,
Die einz'lnen Menschen in dem großen Haufen?
Der Schnitter mäh't die Blumen mit dem Grase;
Doch nur das Gras ist Futter für das Vieh.
Sei glücklich, daß ein Blumenfreund dich sah
Und dich verpflanzt in sein Herbarium.

Für die „Minn. Stszty.“

Jenaer Burschenleben und Vergnügen im Winter.

Von Dr. Moschzitzer.

Gespielt, getanzt und commersirt
Und die Gesundheit ruinirt,
O, Jerum, Jerum, Jerum,
O, quae mutatio rerum!
Commerslied.

Besuchen wir jetzt auch einmal unsern Freund Bierhahn und begleiten ihn einen Tag lang auf seinen Wegen, beobachten ihn am Studiertisch, in den Hörsälen, auf dem Markt und in den Kneipen. So wie er diesen Tag lebte und verbrachte, so flossen ihm und allen flotten Jenaern, mit weniger Ausnahme, die übrigen während seines anderthalbjährigen Aufenthaltes in Jena hin.

Bis acht Uhr blieb Fritz gewöhnlich in den Federn, oft noch länger, wenn es am verflossenen Abend recht lustig hergegangen; der leisauftretende Stiefelwichser, den der wachsame Mops nicht mehr anbellte, störte die Ruhe „seines Herrn“ nicht, häufiger erweckte diesen dagegen leises, dann heftigeres Anklopfen. Unverschämte Manichäer, oder der citirende Pedell nahmen sich diese Freiheit heraus, denn wer sonst Fritz besuchte, trat ohne die Einladung zum Eintreten abzuwarten, unangemeldet herein, höchstens erschien noch bisweilen der Kanarienvogel, d. h. der gelbberockte fürstlich Thurn- und Tarische Briefträger, ein sehr willkommener Gast, zumal am Anfange eines neuen Vierteljahres, wenn er beschwert erschien. Dann kamen aber zugleich auch Gläubiger in Masse, Fritzens Vorsaal glich zu dieser Zeit einer Börsenhalle, denn nach einer vermaledeieten Einrichtung, war es augenblicklich stadtkundig, wenn ein Akademiker Geld empfangen hatte. In einem an dem Postgebäude befindlichen vergitterten Kasten wurden die Namen derjenigen Studenten angeschlagen, die Geld oder Wechsel erhalten, hiernach konnten sich die Philister richten, deren erster Gang am Morgen nach dem „Postkasten“ gerichtet war. Die durch den Empfang ihres Wechsels, der nie ganz zur Bezahlung der Gläubiger ausreichen wollte, oft noch mehr gedrückten Burschen vermieden in den ersten Tagen nach dem überkommenen Reichthum, sich am Morgen — die Zeit der Visiter ihrer Quälgeister — in ihrer Wohnung aufzuhalten, auf der Straße und in Wirthshäusern vor Mahnen — „Treten“ — sicher, oder sie ringelten sich ein. Ueberrumpelte sie dennoch ein Gläubiger, so wurden Entschuldigungen und Ausflüchte aller Art aufgesucht, der Mahner durch übertriebene Höflichkeit oder niederschmetternde Grobheit vertröstet und abgeschreckt. Fritz befolgte hierbei eine eigene Theorie, die er sich selbst gebildet hatte; der praktische Nutzen bewährte sich während der langen Dauer seiner akademischen Laufbahn. Er verleugnete sich nur höchst selten, war gegen heimsuchende Manichäer würdevoll, artig, ließ diese kaum zum Worte kommen, erwähnte seiner Schuld als geringfügig nur beiläufig, prahlte wie ein indischer Nabob, machte bisweilen auch unaufgefordert kleine Abschlagszahlungen. Half dieses Maneuvre nicht, so kehrte er die rauhe Seite auswärts, Niemand konnte dann barscher und gröber sein, als er; viele schamlose „Trittvögel“ mußten sogar seine kräftigen Fäuste fühlen, oder schneller, als sie die Treppe hinaufgestiegen, dieselbe hinuntersteigen. Durch diese Methode, wie durch sein äußeres, burschikoses Auftreten und die häufigen Suiten, die er mitmachte, hatte er immer Credit und stand mit seinen Gläubigern auf einem ziemlich guten Fuß.

Unangemeldet und ohne anzuklopfen traten wir in Fritzens Zimmer. Es ist acht Uhr, die Stube ist mäßig erwärmt — der Bewohner hatte nur eine halbe Klafter Holz für den Bedarf des ganzen Winters gekauft, die Hälfte davon verbrannte noch seine ehrliche Philistresse — das Kaffebrett steht auf dem Tische, die Kanne auf dem Ofen; auf dem Bücherbrett befinden sich einige Bücher, die der Antiquar nicht hatte kaufen oder zu spottschlecht bezahlen wollen, hinter dem Pulte stehen zwei Stoßrappiere, ein Stoßschläger und einige gewichtige Ziegenhainer; die Seite der Wand über dem Sopha ist mit Pfeifen behängt, auf dem Sopha ruht wohlgefällig Mouton; auf dem Tische steht ein Tabakskasten, daneben liegt eine Mappe, Tintenstecher, die Frankenmütze und das grün-roth-goldene Corpsband. Im Zimmer hängen einige Kleidungsstücke, unter denen das merkwürdigste die Bierhose, die steif und fast beinahe auch ohne die ausfüllenden Schenkel stehen kann. Jetzt öffnet sich die Kammerthür: Gähnend und sich reckend tritt unser Freund im weiten Schlafrock gehüllt ein, jagt den Mouton vom Sopha, nimmt dessen warmen Platz ein, stopft eine Pfeife und schlürft gemächlich einige Tassen Kaffee. Zur Morgenvisite erscheinen einige Manichäer, die sich alsbald an Hoffnungen und Trost, aber nicht an Geld, reicher, wieder entfernen; darauf tritt höflichst sich verbeugend die Stadtklatsche, der Barbier, ein, verrichtet bei der Erzählung der neuesten Neuigkeiten sein Geschäft an dem ziemlich bartlosen Kinne seines Patrons — die Flaumen an der Oberlippe blieben stehen und wurden steif und dunkelfarbig gewichst — empfiehlt sich und macht der Magd Platz, welche die Befehle des Hausburschen empfängt, das Bett macht und das Zimmer aufräumt. Um neun Uhr zieht sich unser Freund an, nimmt die Mappe, worin sich ein Fechthandschuh, Taback und bisweilen auch Papier und Feder befindet, und ein Stoßrappier unter dem Arm, die lange Pfeife bleibt im Munde, Mouton wird gepfiffen und nun verläßt der Musensohn seine Klause, die er vor Mitternacht in der Regel nicht wieder betritt. Alle Studenten sind um diese Zeit in den Collegien, dahin begibt sich Fritz auch und harrt bis elf Uhr in ihnen aus. Pfeife, Rappier und Mappe wandern mit; sie waren die ständigen Begleiter eines ächten Jenaers, der sich nur sehr selten von dem Symbol des Fleißes, der Mappe, trennte; Mouton vergnügt sich während der Zeit, als sein Herr fleißig ist, auf dem Markte, oder im Speisehause, schließt neue Bekanntschaften, begrüßt die Alten durch freundliches Anriechen, geht den Schönen seines Geschlechts nach und bellt Wagen, Roß und Bettler an. Die Hunde haben es in Jena sehr gut, denn da die Kost für Menschen fast zu schlecht, fällt sie beinahe lediglich diesen treuen Vierfüßlern anheim, die in Menge und von allen Gattungen, von der schönsten bis zu der gemeinsten und häßlichsten, in den Straßen und vorzüglich auf dem Markte, der auch ihr Einigungspunkt ist, oft herrenlos sich herumtreiben. Es gab gewisse Universitätshunde, die Allerweltsfreunde waren, mit Jedem liefen, der sie lockte und fütterte; dann wieder andere, die es ausschließlich mit der Burschenschaft; noch andere, die es mit den Landsmannschaften im Allgemeinen, oder mit einem Corps speciell hielten und mit den Hunden der anders denkenden Parteien in steter Fehde lebten.

Um elf Uhr finden wir Fritz auf dem Markte; es bilden sich hier verschiedene Gruppen, die über Deutschthum, Freiheit und Gleichheit, andere, die über Paukereien, Liebesabenteuer und sonstige Vorfallenheiten verhandeln. Um diese Gruppen üben sich mehrere Paare im Stoßen, Fritz unter ihnen, da er mit Gewalt diese Fertigkeit praktisch erlernen will. Gegen zwölf Uhr oder etwas später, ziehen Studenten und Hunde ab, beide fühlen das Bedürfniß nach fleischlicher Speise. Nach Tisch geht das Leben auf dem Markt — Forum — wieder an. Einige besuchen dann Collegien, Andere den Fechtboden. Später nochmals Versammlung auf dem vielversprochenen Platze, der nun aber immer leerer wird. Schaaren sondern sich und ziehen nach den Dörfern, oder in näher gelegene Kneipen, fleißige Hochschüler und alte Häuser, denen das Arbeiten „auf den Nägeln brennt“, begaben sich nach Hause hinter Bücher und Hefte. Fritz hielt es nur selten mit dieser Partie, er zog häufiger mit der andern nach Wöllnitz, oder nach Lichtenhain, Winzerla, oder, wenn das Wetter zu ungünstig war, nach der Rasenmühle, oder auf eine Kneipe in der Stadt. Ging man nicht zu weit, so fand man sich um sieben oder acht Uhr auf der Korpskneipe ein, auf welcher in der Regel nur bis elf geblieben und je nach der Güte des Biers viel getrunken wurde. Hiermit war das Tagewerk vollbracht; eine Aenderung in dieses brachten häufige Paukereien, oder dann und wann eine Ausfahrt vor.

So wie Fritz lebten beinahe alle jüngeren Studenten, die „etwas mitmachten“, sich zu einem Korps hielten und ihre Jugend genießen wollten; in dem Angeführten bestand jeglicher Genuß, einige Mannigfaltigkeiten wollen wir gleich unten anführen. Daß dieses Leben und Treiben nicht studiren genannt werden konnte, bedarf keiner Erwähnung, dies glaubten die jüngeren Akademiker auch noch nicht nöthig zu haben. Während diese über dem praktischen Leben die Theorie, d. h. solide wissenschaftliche Kenntnisse, vergaßen, traf die Andern der Vorwurf, das Leben zu sehr vernachlässigt zu haben, wodurch sie zu stäubigen Aktenmännern und Bücherwürmern wurden.

Die Studenten in Jena waren auch nur lediglich auf den Umgang mit ihres Gleichen beschränkt; höchst selten hatten sie Gelegenheit, in Familienzirkeln gesellige Bildung zu erlangen. Besondere Empfehlungen und Verwandtschaften führten die wenigen hierdurch bevorrechteten in die Kreise der Professoren und gebildeteren Familien zwar ein, allen Uebrigen blieben sie aber verschlossen; was lag endlich dem Burschen auch daran, daß er bisweilen zu einer Tasse süßlichsauren Thee und zu einem Butterbrod intivirt wurde! Dazu hätte er sich dann nothwendig einen patenten Anzug borgen, oder den versetzten auslösen müssen. Um jevoch nicht in einen zu bösen Leumund der Ungastfreundlichkeit zu kommen und den Musensöhnen Gelegenheit zu verschaffen, sich conventionelle Bildung zu erwerben, halfen sich die akademischen Lehrer auf eine wohlfeile Art, durch die Professorenbälle. In den Wintermonaten wurde auf der Rose bei dem alten zitternden Doppelmops, dem Wirth jener erbärmlichen Kneipe, alle vier Wochen ein Ball von den Professoren und akademischen Lehrern veranstaltet, zu welchen empfohlene oder bei dem Lehrer öfter belegende und pünktlich bezahlende Musensöhne eingeladen wurden. Hier konnten sie bei jämmerlicher Musik und spärlicher Beleuchtung mit den Jenaer Schönen ersten Ranges nach Herzenslust tanzen und springen, erhielten überdies zur leiblichen Stärkung pro Mann zwei Schnitt kalten Braten — der wie alle übrigen Speisen und Getränke von den sorgsamen Hausmüttern aus der eigenen Speisekammer hergeigeschafft war — eben so viele dünn bestrichene Buttebrode, ein Stückchen Kuchen und einen Schoppen Dreimännerwein; Thee, Glühwein und Punsch verabfolgte der gefällige Wirth für baare Bezahlung. Diese Bälle waren meist nur von „Kümmeltürken“ — denjenigen Studenten, die aus der Nähe der Musenstadt — von Pflastertretern — die aus ihr selbst waren — und von adeligen Junkerchen besucht. Die patenten Sachsen frequentirten diese frugalen Tanzbelustigungen am meisten; ein ächter Burschenschafter hätte lieber gegen das heilige Keuschheitsgelübde gesündigt, als diesen verführerischen Ort besucht.

Bälle zweiten Ranges wurden auf der Rasenmühle veranstaltet. Ehrsame und unehrsame Philister kamen mit ihren ehrbaren Hausehren und lebenslustigen Töchterleins hier zusammen, freuten sich bei einem Kruge Bier oder einem Glase Punsch ihres Philisterdaseins und der züchtigen Bewegungen ihrer anderen Hälfte und der Früchte ihrer Lenden, die mit schönen Kaufmannsdienern, niedern Angestellten, Universitätsakkuaren u. burschikosen Studios im flüchtigen Tanze dahinschwebten.

Fritz versäumte selten einen Rasenmühlenball; er harrte dann immer bis zuletzt aus, bemühte sich um das Glück, eine Schöne nach ihrer Wohnung begleiten zu dürfen; mißglückte ihm dies, so folgte er unter Bemerkungen und Sticheleien den davon eilenden „Mamsells.“ Einst bekam er auch in dieser löblichen Absicht einen Korb; die engagirte Dame, die mit dem gleich einem Schauspieler berauschten Fritz die Heimreise nicht anzutreten wagte, entschuldigte sich, daß sie mit mehreren Freundinnen zusammen gehe und bei dem schlechten Wetter unmöglich eine Begleitung von Herrn Fritz Anders annehmen könne. Der Beleidigte folgte der abziehenden Damenschaar hart auf dem Fuße, der Regen floß herab, aber trotzdem liefen die Fräulein tapfer durch Dick und Dünn des tiefen Morastes. Darob eben so sehr verwundert, als über das sonderbare Geräusch der Fußtritte, stellte der schnellerschreitende Nachzügling eine Okularinspection an, und fand, daß die Balldamen ihre züchtigen Waden und niedlichen Füßchen der Strümpfe und Schuhe entledigt, die Kleider und sonstigen Hüllen bedeutend in die Höhe geschürzt hatten und kecklich in dem tiefen, fast bis an die Kniee reichenden Koth forthüpften.

Tanzbelustigungen dritten Ranges standen dem Musensehne in Löbstädt, Winzerla, Burgau, auf der Tanne und einigen andern Plätzen offen. Zu diesen ging man nicht gern allein und in geringer Anzahl; eine gute Reserve war wegen der häufigen, fast jedesmaligen Schlägerei hier sehr wünschenswerth. Man nannte diese dritte Klasse der feinen Gesellschaft: „Kuhschwof“, sie wurde von Dienstmädchen — Besen —, gefallenen Bürgertöchtern und erklärten Freudenmädchen frequentirt; der Studio mußte sich mit dem Knoten bei solchen Gelegenheiten brüderlich theilen, oder sich mit ihm prügeln. Doch um Menschenkenntniß zu sammeln war keine Gelegenheit passender, als diese; aus diesem Grunde kam Fritz auch öfter hierher.

Seinem Namen Bierhahn machte er immer mehr Ehre; er war in Wöllnitz zum Ritter geschlagen unter dem Namen: Ehrenfest Trunklieb von Rauchenstein, und kürzlich zum Admiral der fürstlich gräflich Henneberg-Wöllnitzer Saalflotte ernannt; so lautet es in seinem mit dem gräflichen Insiegel und des Grafen höchsteigenhändiger Unterschrift beglaubigten Diplom.

Wie in Wöllnitz mit den meisten Dorfschönen, so hatte er auch unter den jenaischen Schönen bald recht annehmliche Bekanntschaften angeknüpft; er kannte fast jeden „Besen“ ihrem Aeußeren und ihrem Inneren, d. h. ihrer Moralität nach, stundenlang ging und wartete er einer Angebeten zu Gefallen bei Regen und Kälte und nicht selten zog ihm diese Galanterie böse Händel zu.

Wanderungen eines deutschen Magens durch die Pariser Küche.

Von M. G. Saphir.

Schluß.

Im Quartier latin hat mein Magen einige Versuche gemacht, den Freitisch eines Berliner Studenten mit dem der Pariser Etudiants zu vergleichen; — mein Magen hat dieses Studium mit 13 Sous bezahlt. Ein plat gras um 6 Sous und ein plat maigree um 3 Sous und pain und vin um vier Sous. Manchmal führe ich meinen Magen zu den Restaurants á prix fix, früher á quarante sous, jetzt zu Ehren der Ausstellung und Aussteller á cinquante sous.

Da kann der Mensch drei Speisen wählen, von denen zwei nicht zu genießen und die dritte gar nicht zu haben ist; dazu eine halbe Flasche Wein und ein Dessert. Wie das möglich ist?

Ins Inn're der Natur
Dringt kein erschaff'ner Geist,
Glücklich, wer bei Very und Vefour
Um 20 Franken speist.“

Aber honor cui honor, Tischtuch, Serviette, Geschirr u. s. w. ist bei den kleinsten Restaurants so propre wie in den ersten Hotels.

Ich bin aber ein erschreckliches Menschenkind, — ich bin nicht nur der Wauwau schlechter Komödianten, nicht nur der Krampus der Dramaturgen, sondern auch die Schreckscheuche der Restaurants und Garçons.

Ich habe das Unglück, unter den Speisen auf der Speisekarte und unter den Frauenzimmern gerade die zu wählen, die nicht zu bekommen sind. Ich wähle z. B. „purée du gibier á l'essence aux truffes“ und „sol á matelotte á Normande de deux“, welche beide Speisen zusammen 9 Franken kosten, allein Saphir propose et le garçon dispose. Diese Garçons haben stets zwei Antworten, wenn man etwas haben will, was das Budget übersteigt. Ist es nämlich noch früh an der Zeit, so heißt es: dieser Fisch oder dergleichen ist noch nicht gekommen de la Halle; — und ist es schon etwas spät an der Zeit, so heißt es: Das letzte Stück dieses Gerichts hat eben ce grand monsieur-lá genommen. In den Restaurants á prix fix des Palais-Royal erquicken sich zuweilen sogar gewisse Deputirte, fonctionnaires, professeurs publics u. s. w., aber die Karte ist überall dieselbe, immer dieselbe Gesetztafel aus 300 Speisen, aus welchen 250 gar nicht da, und 285 gar nicht zu genießen sind.

Ich habe meinen Magen vom Café de Paris bis hinab zu der Rue Coquelière spazieren geführt und fand überall dasselbe Programm, dieselbe Composition, dieselbe mise-en-scéne.

Frankreich hat sich geändert, die Franzosen haben sich geändert, die Diplomaten haben sich geändert, Paris hat sich geändert, die Carte du jour aber ist geblieben, sie hat die Revolution, die Republik, die Restauration, das Königthum, das Empire überlebt und ist dieselbe geblieben.

Mein Magen hat vor 30 Jahren im Rocher de Cancal um 30 Francs gegessen, dieser Felsen der vergangenen Küche ist umgestürzt.

„Borel,“ bei dem man um 150 Francs die Person gespeist hat, wie man nur bei Kaisern und Königen speisen kann, Borel ist eine Mythe, er gehört der Fabelwelt an, aber die Karte vom Rocher de Concal, von Borel, sie ist geblieben!

Véry und Véfour, diese Dioskuren des Palais-Royal, bieten meinem Magen, der ein gutes Gedächtniß hat, nichts an, was seine Vorwelt nicht schon hat, und nichts, was man nicht bei den Frères-Provençaur für Geld und wenig Behagen ebenfalls bekommt.

Auf einem der Spaziergänge, die mein Magen durch Paris machte, lernte ich zwei ganz besondere geistreiche Individualitäten kennen, zwei Meteore der Küchenindustrie, der französischen Kniffe und Puffe.

Der Eine ist: „der Indian- und Pockerl-Raphael“, und der Zweite: „der Hintertiertel-Verleiher.“

Ich ging mit meinem Magen in die „Rue Turgot“, da prangte an einem Restaurantfenster das Hintertiertel eines Kalbes mit allen Reizen, die diesem Theile der Schöpfung von Mensch bis Kalb nur eigen ist, wenn es frisch, urwüchsig, in angestammter Fülle und in unangelogener Weiße, mit den Gelüsten der Sterblichen cokettirt.

Dieses appetitliche, füllige, saftige Kalbshintertiertel, welches mir zuzurufen schien:

„Mein Vater, mein Vater, und hörst du nicht,
Was Kalbstiertel Dir reizend verspricht?“

lockte mich an. „Ach!“ dachte ich, „davon eine Cotelette! Einen frischen Dramaturgen für eine solche Cotelette! Ich gehe hinein, rufe: „Garçon, une cotelette de veau!“

Ich warte, ich warte, — ich rede meinem Magen zu, der nicht warten will, ich sage zu ihm: „Warte, warte, — das ist dein Schicksal, du bist ein Deutscher, — die Deutschen sind Wartburger, — ja, die Europäer sind jetzt Wartburger, sie warten auf Alles und erwarten gar nichts, also warte, warte!“

Endlich kömmt die Cotelette. Kaum hatte mein Magen einen Bissen davon gepflückt, wie vom Baume der Erkenntniß, da gingen ihm die Augen auf und er wußte zu unterscheiden „zwischen gut und bös“, d. h. zwischen einer Kalbscotelette und einem ledernen Brustfleck. Ich und mein Magen untersuchten die Sache und es fand sich, daß der Restaurant dieses Kalbshintertiertel vom Fleischhauer für einen Franc borgt, um es von Mittag bis Mitternacht als Lockvogel in sein Schaufenster zu setzen. Nach Mitternacht gibt er das Hintertiertel wieder zurück. Ist das nicht geistreich erfunden und genial durchgeführt?

Ein ganz Anderer aber ist der „Indian- und Pockerl-Raphael.“ Dieser Meister der neuen französischen Malerei hat nämlich die Kunst erfunden, den pied du dindon oder den „Haren eines Pockerls,“ welches durch sein achttägiges Bettlager im Schaufenster die frische Gesichtsfarbe und den Jugendreiz verloren hat, durch eine enkaustische Naleréi im niederländischen Genre die jugendliche Frische und Liebenswürdigkeit wieder zu geben.

Dieser Hockerl-Raphael gibt den Altersrunzeln des Indianbarens die Glätte und Elasticität wieder, welche die unerfahrne Magenjugend in die Netze des Restaurants locken.

Endlich ist mein Magen auch in eine deutsche Schlinge gefallen! Mére Morel oder Mutter Morel in der Nähe der Börse wurde mir als deusche Restauratrice, als deutsche Küchenmeisterin empfohlen. Mein Magen schrie: „Gehen wir zur Mutter, zur Mama Morel,“ — ich wurde ein Opfer meines Fürwitzes; ich fand keine deutsche Küche, kein deutsches Sauerkraut, keine deutsche Mehlspeise, nichts als Deutsche, lebendige Deutsche, Deutsche en naturel, Deutsche en papillots, Deutsche aux cressons! Und was aßen die Deutschen? Die Seelenwanderungspflanze, die pythagoräische Bohne haricots. Anstatt Sauerkraut haricots! An was erkennen die Franzosen sogleich den Deutschen? Daran, wie er seine Bohnen begehrt. Der Deutsche schleppt nämlich von „des haricots“ das s hinüber und begehrt: donnez moi des saricots.“ Das ist sein Tod, nun weiß man: „C'est un Allemand!“ Bei Mutter Morel ist's abscheulich, Mama mag mir das verzeihen, eng, dumpf und finster. Es wird blos durch Frauenzimmer servirt, anstat garçons: garçonnes; aber es thäte Noth, daß auch hier ein Pockerl-Raphael die oberen und unteren Viertel der garçonnes zum Gegenstande seiner Restaurationskunst machte. Zur Vorsicht ist die Beleuchtung des Locals so eingerichtet, daß diese Heben und Schenkmädchen bis zum Nabel „von oben herab“ in einem wohlthätigen Dunkel gehüllt bleiben und

„Der Mensch begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was die Götter bedecken mit Nacht und mit Grauen.“

Das ist so ungefähr der Inhalt der Leidensgänge meines Magens durch die französische Küche; aber nur im Auszug; denn es ließ sich ein Quartband über dieses glänzende Elend der Pariser Küche schreiben. O, wie sehnt sich mein Magen nach den Thieren meines lieben deutschen Vaterlandes, namentlich meiner lieben Stadt Wien zurück, nämlich nach „Lamm“, nach „Roß“, nach „Schwan“ u. s. w.

Mein Herz und mein Geist, meine Gesinnung und meine Unschuld werden unverdorben nach Wien zurück kommen; aber mein Magen und mein Geldbeutel, fürchte ich, werden ein großes Loch mitbringen.

Herbstausflug.

Von S. Ludvigh.

Wollen Sie nicht eine Reise nach New-Ulm machen, um dort bei Gelegenheit der County-Ausstellung den Deutschen durch Argumente zu beweisen, daß die Freiheit für den Menschen ein höheres Gut sei als die Sklaverei? Wir wollen Ihnen die Auslagen bezahlen, hieß es, hier sind fünfzehn Thaler in blankem Golde! Mein Herr, sagte ich, was soll ich mit diesem Gelde? Ihre Reise bestreiten. So? Die Fahrt kostet vierzehn Thaler, fünf Tage Zehrung zehn Thaler, Summa: vier und zwanzig Thaler. Nun da bleibt ja noch Ein Thaler für fünf oder sechs verlorene Tage. Franklin sagte: „Time is money.“ Und da meine Zeit nicht weniger werth sein kann, als die eines Schneiders oder Anstreichers, so wurde das Argument als logisch richtig anerkannt und ich benutzte denn um so lieber die Gelegenheit, mich für einige Zeit des Joches zu entledigen, um wieder eine Weile frei zu sein wie der Adler.

Es war ein herrlicher Septembertag, als ich am Bord des Dämpfers „Frank Steele“ den romantischen Gau der Stadt des heiligen Paulus verließ, wo ich, nach langem Prüfen, endlich mich festgerannt habe, um nach vieljährigen Mühen und Plagen, als sogenannter Reformer, auf meinen Lorbeeren — Disteln wollte ich sagen, auszuruhen.

Was kostet die Fahrt nach St. Peters, frug ich den freundlichen Clerk. Vier Dollars. Sind Sie nicht mit der Hälfte zufrieden, wenn ich Ihrem Boote, das schon oft mit Recht englisch gepufft wurde, auch

DEFECTIVE PAGE